

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Flitterwochen
Autor: Treichler, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Flitterwochen.

Nachdruck verboten.

Aus den Reiseerlebnissen des Fidus Fabian mitgeteilt von Heinrich Treichler, Zürich.

I.

Es war am dritten Tage seines Aufenthaltes in Kerpöl, als Fidus Fabian es versuchte, mit den zwei jungen Ehepaaren, die mit ihm in demselben kleinen Landgasthof logierten, in irgendwelche nähere Beziehung zu kommen. Zwei Tage hatte ihn der Reiz der neuen Gegend, vorab der erste, ungewohnte Anblick des weiten stillen Meeres, völlig gefangen genommen; jetzt aber machte sich das Bedürfnis eines Gedankenaustausches mit andern Menschen stark fühlbar. Er fand jedoch — wie es sich bald herausstellte — nicht gleich den richtigen Weg, der ihn zu den Herzen der andern geführt hätte, und so zeitigte denn die angeknüpfte Unterhaltung lediglich einige allgemeine, nichts sagende Höflichkeitsbezeugungen, um daraufhin völlig einzutrocknen, etwa wie ein wasserarmes Bächlein an einem heißen Sommertage.

Nun war Fidus Fabian nicht der Mensch, der sich darob ge- grämt oder der es etwa sofort wieder unternommen hätte, durch neue Anstrengungen das begonnene, mißglückte Werk zu einem besseren, erfolgrei- cheren Ende zu führen. Im Gegenteil! Wenn es denn sein mußte, konnte er auch ganz gut für sich sein, allein und zurückgezogen, indem er seine Beziehungen zu den Mitpensionären auf das Aller- notwendigste beschränkte, um es der Zeit und etwaigen glücklichen Zufällen zu über- lassen, ein engeres Band irgendwelcher Art zwischen ihm und den andern zu we- ben. Dafür hatte er ja nun Gelegenheit bekommen, seine Tischnachbarn in stillen Be- obachtungen eingehend zu stu- dieren. Und je länger er dies tat, umso erklärlicher und selbstverständlicher wurde für ihn das Fiasco seines An- knüpfungersuches.

Wie hatte er diesen Versuch nur machen können! Wußte er es etwa nicht, daß man sich davor hüten soll, in die engumris- senen, festgeschlossenen Kreise jungge- bauer Ehepaare eindringen zu wollen? Junge Ehepaare sind Menschen mit aller- eigensten, urengsten Interessen. Das hätte er als erfahrener Junggeselle wohl wissen dürfen! So überließ er die Leut- chen sich selbst, nicht aber, ohne recht oft der stille Zeuge mancher Zärtlichkeiten zu werden.

O ja, sie taten wie Turteltauben! Da liebte man sich. Da war kein Zweifel. Und was hatten sie sich ein reizendes Dert- chen gewählt für ihre ersten Ehetage: fernab von aller Welt lag es am Meere, eingebettet in eine kleine, stille Bucht. Da ließ es sich ungestört leben und lieben! Es mußte süß sein, o, sehr süß!

Und es gab jetzt Momente, in denen sich Fidus Fabian an der Seite eines Wesens dachte, wie es der Nachbar zur



Georges de Traz, Genf.

Huldigung an Paolo Veronese (1916).

Linken hatte. Was war sie ein schönes Ding! Was hatte sie große blaue Augen und schwellende blonde Haare — und Hände, feine, schlanke, weiße Hände, und was glänzte so ein Ehering! Und wie sie duftig gekleidet ging, und diese Formen — das mußte sich anfühlen lassen!

Nein, nein, sie waren ihm doch nicht gleichgültig, die Frauen! Aber man mußte sie zu finden wissen; jene nämlich, die Eine, eben — jene! Hier saß sie. Der hatte sie. So mußte auch die Seine sein. So, wie dieses schöne, süße, heitere Ding da...

Die andern zwei liebten sich wohl nicht minder. Doch waren sie von anderer Art. Das war nicht das, was einen auf den ersten Blick bestochen hätte; aber es lag etwas in dieser Liebe, das je länger je stärker auf einen wirken mußte. Bei diesen saß es weiter drinnen und kam nicht also sehr nach außen. Mehr eine stille und darum tiefe, tiefe Liebe war's. Ein Feuer ohne Flackern, ein stetes Feuer, so ein kleines blaurotes Flämmchen, das ewig brennt. Und war es vielleicht nicht dies,

was Fidus sich im Grunde wünschte? Dies war's, ja, das war es! Das sah mit Blicken, die aus des Herzens tiefsten Tiefen kamen; das drückte sich verstohlen, fest und heiß — o, daß man ihm die Hand einmal so drückte! Der dort, überm Tisch, der hatte sich's geholt, was ihm geeignet hätte, ihm, Fidus Fabian!

Sie reisten ab am sechsten Tage seines Aufenthaltes in Kerpöl. Im Fremdenbuche las er: Mr. et Mme. Delavigne. Das waren die zur Linken gewesen. Und: Mr. et Mme. de Quervain. Die überm Tisch.

II.

Es war in St. Molar. Sechs Uhr. Es läutete zum Diner. Fidus Fabian hatte Toilette gemacht, eine für ihn seltene, außerordentliche Toilette. Er stieg langsam die Treppen des ganz erstklassigen Hotels hinunter. Wenn er ehrlich war, mußte er sich gestehen, daß er Herzklopfen hatte. Er wußte im Augenblicke nicht, sollte er über sich fluchen oder lachen. Wie hatte er sich nur in diesen Palast verirren können!



Georges de Traz, Genf.

Artisten (1914).



Georges de Traz, Genf.

Der Komet (1915).

Er hatte es zwar mit Willen und gutem Vorbedacht getan; denn er wollte sich das einmal in unmittelbarer Nähe ansehen, was er sonst nur aus Distanz zu beobachten Gelegenheit hatte: das Leben der Feinen, das Leben der Drohnen oder des Paks, wie er es bei sich selber nannte.

Und nun war er ja mitten drin!

Aber, wie er sich wohl aus der Sache zöge? Etwa beim Essen? Oder auch, wenn man ihn anredete ... Oder? Ja wohl, er hatte richtiges, widerliches Herzklopfen.

Man war beim vierten Gang. Und wie es Fidus Fabian erging? Nun, wunderbarlich genug, wie ihm scheinen wollte. Bald wünschte er sich weit hinweg; dann wieder freute er sich ingrimmig, daß er da saß inmitten all des Paks von soundso und soundso. Er, der schlichte Fidus Fabian von Sohlendingen in der Schweiz. Und neben ihm die Comtesse de Beauport und der Baron de Ploubenan und überm Tische andere, ihm fremde Soheiten.

Natürlich war er deplaciert. Das wußte er sehr wohl. Dies brauchte ihm ganz sicher niemand zu sagen, und man hätte es ihn auch nicht dadurch fühlen lassen müssen, daß man zur Linken und zur Rechten immer größere Distanz von ihm zu gewinnen suchte. So sehr er alle die Zusammenhänge begriff, es traf ihn doch hart in seinem Republikanerstolze.

O ja, er verstand die Menschen um sich ganz wohl. Er hätte im Augenblick vielleicht sogar zugegeben daß ihm die Gesellschaft einen gewissen, beinahe tiefen Eindruck machte. Denn das gab sich tatsächlich fein, gediegen, hätte er sagen mögen; und es lag etwas Vornehm-Schönes, Ruhiges über all diesen Menschen, etwas selten Harmonisches, wie ihn bedünken wollte.

Ein Herr und eine Dame betraten jetzt den Saal. Rings um Fabian entstand eine erhebliche Bewegung, und er entnahm diesem Umstand sowie einigen aufgefängenen Bemerkungen, daß die Neuankommenen seine Tischgegenüber sein

würden. Da waren nämlich noch zwei Plätze frei geblieben.

Sie kamen. Eben bogen sie um die obere Tafeldecke. Er: ein Herr, hochgewachsen, elegant in Kleidung und vornehm in seiner Haltung, alles in allem der geborene Herr! Sie: eine Dame, auf den ersten Blick eine feine ... Das war ja nicht möglich! Fidus Fabian sah wieder hin und wieder. Sie war es, jawohl sie war's! Ihn narrete nichts. Da kam sie. Und wie sie kam! Hochauf. Als wie ein edler Birkenstamm. In Weiß gekleidet, blendendweiß! Was war sie doch ein schönes Ding! Was hatte sie große blaue Augen und schwellende blonde Haare und Hände, feine, schlanke, weiße Hände! Und dort — dort saß der Ehering, und was er glänzte!

Da waren sie. Man nickte, man verneigte sich; man lispelte; man lächelte; man flüsterte hinüber und herüber.

„Madame la Comtesse de Fleuron,“ stellte er sie vor.

Sie drehte sich. Ein Rauschen war's! Wie sie gekleidet ging! Und diese Formen — das mußte sich ...

„Du süße Frau zur Linken,“ dachte Fidus Fabian, und „O Frauen! Frauen! Frauen!“ flüsterte er vor sich hin.

Sie hatten sich gesetzt. Ihn gegenüber saß sie. Die Blicke trafen sich. O, sie hatte schöne, große, blaue und treue Augen!

Sie sah ihn, und sie sah ihn nicht. Das merkte Fidus Fabian sehr wohl. Für diese war er Luft. Ein Nichts.

Madame la Comtesse de Fleuron unterhielt sich mit Monsieur le Comte. Und Fidus Fabian bewunderte uneingeschränkt die Sicherheit und Vollkommenheit, mit der ihn dieses Weibchen ignorierte.

III.

Fidus Fabian begab sich gegen den Abend hin in den Kasinogarten von St. Molar. Das Mittagskonzert hatte begonnen, und es war schwer, in dem dichtbesetzten Garten ein leeres Plätzchen zu finden. Aber in einer verlorenen Ecke entdeckte er ein freies Tischchen und zwei Stühle, und dahin setzte er sich.

Es ging nicht lange, so tauchte in nicht gar großer Entfernung ein lebhafter emsig suchender Ehemann auf. Er forschte

nach links und nach rechts, verschwand auch etwa für einige Augenblicke in den Wegen, die sich nach beiden Seiten von der Hauptallee weg im Garten verloren, um immer wieder aufzutauchen. Jetzt warf er seine Blicke in Fabians Ecke. Hier hatte es noch Platz! Ein Plätzchen wenigstens, und irgendwoher ließ sich gewiß noch ein zweiter Stuhl auftreiben, und dann war man gesichert.

Der kleine, sehr beleibte Ehemann stürzte auf Fabian zu, und ein glückliches Lächeln endlichen Erfolges huschte über sein Gesicht, als ihm Fabian versicherte, der Platz sei frei.

„Komm, Liebchen, komm! Hier ist Platz! Und was für ein Plätzchen! Ein lauschiges Eckchen! Komm her und setz dich! Gleich werd' ich nach einem Stuhl suchen gehen,“ keuchte er und drehte sich dabei hin und her. Er rieb sich die fleischigen Hände, fuhr dann über die schweißige Glaze, strich sich die wenigen grauen Seitenhaare zurecht und stürzte unvermittelt auf den freien Stuhl los, stellte ihn anders, fuhr wieder zurück und sprach und entschuldigte sich und hantierte herum, daß es Fabian ordentlich beunruhigte. Und nun war er weg, um gleich wieder zu kommen. Er führte seine Gattin am Arme herbei.

Der kleine, aufgeregte, fuchtelnde, ältere Ehemann mit schweißiger Glaze führte seine Gattin herbei.

Ein junges Weib! Still und ruhig. Ergeben. Man spürte es sofort: von so völlig anderem Rhythmus, daß es einen befremden mußte und einem im Herzen weh tun konnte, wenn man ...

Da war sie ja. Noch etwa fünf Schritte von Fabian weg. Er sah in ihr Gesicht. Sie in das seine. Eine Glutwelle flog über ihr Antlitz; sie stockte im Gang, sie wollte anhalten; ihr Männchen aber zog sie an den Tisch.

Ein zweiter Blick. Und welch ein Blick! Aus jenen tiefsten Tiefen kam er, wo ein Feuer brannte, ein Feuer ohne Flackern, so ein kleines, blaurotes Flämmchen, das ewig brennt! Nur lag in diesem Blick jetzt nicht Liebe — unsagbare Angst war es, und eine Bitte lag darin, eine stille, heiße und demutsvolle Bitte um Gnade und Verstehen!



Georges de Traz, Genf.

Wolken (1916).

Und er verstand! Fidus Fabian verstand.
„Meine Frau,“ sprach der Gatte, sich vor Fabian verbeugend. Er aber, Fidus Fabian, erhob sich jetzt: „Sie gestatten, Madame!“ Und er bot ihr seinen Stuhl mit schöner Handbewegung an und gab ihr einen Blick, der ihr versicherte: „Nur ruhig, ruhig, armes Weib; es kann dir nichts geschehen!“ Und dann griff er nach Stock und Hut.

Das Orchester setzte ein. Und wie der kleine Chemann, vor Fabian herum-

gestikulierend, ihm zu erklären versuchte, daß sie ihn absolut nicht hätten vertreiben wollen und daß sie sein Opfer niemals annehmen dürften, da beruhigte ihn Fidus mit einem Blicke, dem sich der andere willig fügte.

Er aber trat bald nachher aus dem Garten, indem er vor sich hin murmelte: „Auch du! Auch du! Doch ich verstehe dich, du armes Frauenherz! Denn dieses war — dein Männchen, dein wahres, dein eheliches Männchen!“

Di arm Greth.

Von Seppi Ineiche, frösch gstriglet und gstrählt von Ignaz Chronebärg, Meyerskappel *).

Vorbemerkung. Mündlich und schriftlich aufgefordert, hat die arme Greth sich entschlossen, den Lesern der „Schweiz“ ihre Schicksale auf der Jagd nach dem Eheglück zu erzählen. Da aber viele von den Wallfahrtsorten, die sie besuchte, ganz oder teilweise der Vergeßlichkeit anheimgefallen sind, wohl deshalb, weil es andern daselbst auch so ergangen ist wie der armen Greth, so sind sie hier nicht mehr

aufgezählt worden, wie z. B. „s Chäppeli i der Schoos“ bei Emmen, Bärtiswil, Kulmerau, Schöb, Wauwil, Egolzwil, Rottwil, Michaels

*) Vgl. dazu die Ankündigung o. S. 259 in dem Genesblatt „Der Dichter der ‚Armen Greth‘“; als „Volkslied aus dem Kanton Luzern“ (unbekanntem Verfasser) ist das Gedicht „Die arme Greth“ vollständig mitgeteilt im „Schweiz. Arch. f. Volksk.“ III 1899, 123–127. U. b. R.